

Lydia
Schieth



Töne im Tumult

Erzählung

E. T. A. Hoffmann
in Sachsen

Lydia Schieth
Töne im Tumult

Lydia Schieth

Töne im Tumult

E.T.A. Hoffmann in Sachsen

Erzählung

Umschlagbild und Illustrationen: Steffen Faust



Drucklegung mit freundlicher Unterstützung
der E. T. A. Hoffmann-Gesellschaft e. V.

ISBN 978-3-86813-221-2

E-Book ISBN 978-3-86813-870-2

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2025. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
bedarf der Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere
auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen, Text- und Data-Mining
sowie Einsatz und Training von KI-Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block
in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin
info@frank-timme.de
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Erster Teil

FLUCHT (21.-25. April 1813)



Nein! Nur nicht länger aus dem Fenster sehen! Schon gar nicht, so lange der treue Pollux noch neben dem Wagen herläuft. Ausgerechnet der Hund, ihr Begleiter, muss ihm zuletzt klarmachen, was er verlassen muss, nein, freiwillig verlässt. Wie heftig er bellt! Sein Berganza!

Entschlossen dreht Hoffmann den Kopf nach vorne. Kein Blick mehr auf die beeindruckende Kulisse der Bischofsstadt auf den sieben Hügeln: die Türme des Doms, die Kirche auf dem Michelsberg, der aus dem zarten Grün herausragende Turm der Altenburg. Vorbei. Er wird niemals wiederkommen. Sie hatte geheiratet, er hatte sich blamiert. Bei allen. Wer macht sich auch wegen einer Gesangsschülerin zum Narren! Er ist verheiratet, doppelt so alt. Sprich nicht über Leid, sonst wird es breit!

Mischa, seine Frau neben ihm, kramt demonstrativ in ihrem Pompadour. Sie sieht ihn nicht an. Sie weiß, was der Abschied von Bamberg für ihn bedeutet.

Seit sechs Uhr sind E. T.A. Hoffmann und seine Frau unterwegs nach Dresden. Für ihn ist es eine Flucht. 21. April 1813, das Ende seiner *Lehr- und Marterjahre*.

Er wird eine neue Stelle antreten. Wieder als Musikdirektor bei einem Opernensemble. Hoffentlich lässt man ihn Mozart-Opern dirigieren! »Ach, ich liebte, War so glücklich; Kannte nicht der Liebe Schmerz ...« Konstanzes Klage aus der Entführung aus dem Serail. Das Singspiel würde er als Erstes aufführen! Kein anderer

kann die Qualen der Liebe so hinreißend in Töne umsetzen wie Mozart! Und erst seine Märchenoper! »Wir wollen uns der Liebe freu'n, wir leben durch die Lieb' allein«. Wie klar und einfach klingt diese Botschaft in der Zauberflöte. Wie oft hat er das Duett mit ihr gesungen! Ach, Julia! Dir hat ein Sarastro gefehlt, der deiner berechnenden Mutter – weiß Gott, keine Königin der Nacht! – ihr ehrgeiziges Heiratsprojekt verdorben hätte.

Die Hoffmanns reisen mit einem Bamberger Lohnkutscher, Schulmeister genannt. Den hat ihnen ihr Bamberger Freund, der Weinhändler Carl Friedrich Kunz vermittelt. Kunz behält auf diese Weise die Kontrolle. Wer weiß, was diesem unberechenbaren Hoffmann unterwegs alles einfällt! Womöglich würde er kurzfristig die Reiseroute ändern, Amtspersonen beleidigen oder seinen Liebesschmerz in Unmengen von Alkohol versenken. Kunz kann sich viel vorstellen, was Hoffmann anzurichten im Stande ist. Sein Lohnkutscher wird den Herrn Kapellmeister und seine Frau deshalb bis nach Dresden bringen. Dann wird er anschließend bei Kunz den Reisebericht abliefern, den Hoffmann unterwegs verfasst. Er wird Kunz auch seinen persönlichen Eindruck von der Fahrt schildern. Der Schulmeister ist ein erfahrener Kutscher. Die Reise ist nicht ungefährlich.

Hoffmann weiß das – theoretisch jedenfalls. In *diesen Gegenden* sehe es *sehr krieglerisch* aus, hatte er vor Antritt der Reise an seinen Verleger Härtel in Leipzig geschrieben. *Allein nach meinen Ansichten kann dies nur sehr vorübergehend* sein.

Kunz in Bamberg teilt diesen Optimismus nicht. Er weiß, der Herr Hoffmann, der Königsberger Tonkünstler, hat wenig Ahnung von der Welt. Kunz hat vor der Abreise noch einen Verlagsvertrag mit ihm vereinbart. Alles wasserdicht. Immerhin ist der Hoffmann ja auch Jurist. Kunz ist überzeugt, im Schreiben liegt die eigentliche Begabung dieses wunderlichen kleinwüchsigen Tausendsassas, der in Bamberg Abend für Abend ihn, Kunz, und ein halbes Dutzend Honoratioren unterhalten hat. Unmengen an Wein hat

er dabei konsumiert. Nie hat man ihm irgendetwas angemerkt. Als »musikalischen Schulmeister« hat sich der Herr Musikdirektor a. d. allabendlich inszeniert, als Johannes Kreisler. Über diesen Kreisler hat Hoffmann schon mehrere Texte verfasst. Kunz will sie unbedingt als Buch drucken. Er kann den Anfang dieser Kreislergeschichten auswendig: *Wo ist er her? – Niemand weiß es! – Wer waren seine Eltern? – Es ist unbekannt! – Wessen Schüler ist er? – Eines guten Meisters, denn er spielt vortrefflich.*

Vor dem Kutschenfenster endlose Hügelketten, grüne Wiesen, Wälder, drinnen ein ungeduldiger Hoffmann. Landschaft langweilt ihn. Warum beschreiben, was man ohnehin sieht? Bäume, vorbeifliegende Vögel, Sträucher, Hecken, Rehe am Waldrand. Er interessiert sich nicht für die Natur, erst recht nicht für die emotionalen Beschreibungen seiner Zeitgenossen, weder für die auf Leinwand noch die in Büchern. Hundertmal spannender findet er es, Menschen zu analysieren, ihr Inneres zu erschließen, ihre Charakteruntiefen auszuloten, ihre verborgenen Sehnsüchte aufzuspüren. Warum handeln Menschen oft so unberechenbar? Was treibt sie an? Wovor flüchten sie? Darauf sucht er Antworten.

Die Frau neben ihm blickt stumm aus dem Fenster. Was soll sie auch sonst tun? Seit elf Jahren teilt sie sein Leben. Sie weiß, dass sie nur einen ganz kleinen Teil seiner Persönlichkeit begreift. Aber sie weiß auch, er braucht sie, ihren ausgeglichenen Charakter, ihren Optimismus, ihre Warmherzigkeit.

Plötzlich – ein Maunzen. Es kommt aus der Tasche, die Mischa auf den Boden gestellt hat. Hoffmann glaubt an eine Täuschung. Längst haben sich seine Gedanken weit entfernt. Wahrscheinlich ist das Geräusch der sinnliche Ausdruck einer seiner Phantasien. Seine Frau erschrickt. Wieder maunzt es. Diesmal kräftiger.

»Mischa, was ist das?« Bevor sie antworten kann, erscheint ein schwarzes Katzenköpfchen am Rand der Tasche.

»Ein Geschenk von Frau Kunz.« Mischa sieht ihn trotzig an.
»Ein Kätzchen. Ist noch ganz jung. Macht keine Probleme. Ist für

mich. Dann ich bin nicht so allein. Frau Kunz hat mir Essen für die Katze mitgegeben. Viel.«

»Was um Himmelswillen sollen wir mit einer Katze!«

»Die Katze ist für mich. Hat sie dir eine Haarlocke geschenkt, die Frau Kunz. Ach, Hoffmann, das weiß ich doch! Du hast ihr schöne Augen gemacht. Die Katze ist für mich.«

»Wer soll sich um sie kümmern? Wie viel Futter sie verbrauchen wird! Dafür haben wir kein Geld. Hätte dir besser etwas anderes mitgegeben.«

»Hab ich dir doch gesagt. Futter hat Frau Kunz mitgegeben. Und für uns einen Korb mit Äpfeln.«

»Sie hätte dir besser eine Wurst, einen Käse oder noch besser ein paar Bouteillen Wein einpacken sollen.«

Mischa lacht hell auf, legt ihrem Mann die Hand auf den Arm. »Kennt dich doch Frau Kunz. Hat sie alles gemacht, hat sie das beim Kutscher deponiert.«

Nun ist Hoffmann zufrieden. Das Katzenthema ist damit aber noch nicht abgeschlossen: »Katzen wollen keine Ortswechsel. Wie hast du dir das vorgestellt! Wir werden in Gasthöfen übernachten. In Dresden haben wir noch keine Wohnung. Und außerdem haben wir kein Geld.«

Zwei kleine Katzenaugen blicken den Herrn Kapellmeister aufmerksam an. Eindringlich, unverwandt.

»Es ist sehr klug, siehst du, Hoffmann. Ist besser als der Hund.«

»Miau!«, klingt es dazu aus dem Korb. Dann landet das pechschwarze Kätzchen mit einem eleganten Sprung auf Hoffmanns Schoß. »Miau!« Er ist verblüfft. Er kann sich dem intensiven Blick nicht entziehen. Mischa seufzt erleichtert. Sie weiß, nun hat sie gewonnen. Die Katze wird nicht aus dem Fenster gestoßen werden. Wenigstens ein Wesen wird ihr ab sofort Gesellschaft leisten.

Ankunft in Bayreuth. Hoffmann kann es kaum erwarten, bis die Kutsche hält. Ungeduldig springt er aus dem Wagen. Ein Zimmer. Alles soll schnell gehen. Er will endlich an einem Tisch sitzen und schreiben. Doch er muss sich gedulden. Sie sind nicht mehr in Bamberg. Hier kennt man ihn nicht, den Herrn Musikdirektor. Wie hat er immer geflucht über die Geschwätzigkeit in der Bischofsstadt, über die vielen, wenn auch zähflüssig laufenden Gerüchte. Alles wurde beobachtet, alles kommentiert. Wenn es ihn betroffen hat, sowieso! Aber er ist jemand gewesen in dieser süddeutschen Idylle, in diesem windstillen katholischen Winkel.

Das Quartier ist teuer. Als Hoffmann auffährt, »unverschämte Ausbeutung«, packt ihn der Kutscher am Arm. »Protest ist zwecklos. So sind die Preise eben. Krieg liegt in der Luft. Da nimmt jeder, was er bekommen kann.«

Der Gastwirt der Poststation, der Herr Postmeister, schüttelt zunächst den Kopf über den ungeduldigen Reiseabenteurer. Dann lacht er. »Wo hat Er denn gelebt, dass Er das nicht weiß! Nach Leipzig will Er? Morgen weiterfahren? Er muss verrückt sein. Da kommt Er nicht durch. Kriegsgebiet. Klappt nicht.«

Hoffmann überlegt keinen Moment. Sehr bestimmt erklärt er: »Wir fahren morgen weiter. Eine Übernachtung, nicht mehr.«

Er muss das Geld zusammenhalten. Viel hat er nicht dabei. Gestern hat er seine Schulden im Bamberger Gasthof Rose beglichen – Zechschulden!

»Was wollen die Herrschaften zum Abendessen? Entscheiden Sie sich rasch.«

»Burgunder?«

Wieder lacht der Postmeister. »Haben wir nicht. Bier gibt es.«

»Wollen wir nicht.« Und Hoffmann murmelt noch: *Das Bier ist hier nicht trinkbar, da, läge ein Frosch darin, man ihn unmöglich entdecken würde.*

Laut ergänzt er: »Wir brauchen aber noch etwas Milch für die Katze.«

Mischa erklärt dem Wirt freundlich lächelnd: »Ist Murri noch sehr klein.« Dann fügt sie noch auf Polnisch hinzu, dass das Kätzchen ein Abschiedsgeschenk von Freunden sei. Hoffmann neben ihr scharrt ungeduldig mit den Füßen. Warum zum Teufel muss seine Frau zur Bestellung noch eine Erklärung abgeben!

»Wo ist der Kutscher? Wir werden morgen früh um sechs Uhr abfahren.«

Sie starten am andern Tag pünktlich. Das Kätzchen sitzt auf Michas Schoß.

Hier an der Schwelle zu Sachsen beginnt das Kriegsgebiet. Die Franzosen, geschlagen aus Russland zurückgekehrt, sammeln sich in Mitteldeutschland. Ihre Gegner ebenso. Denn nach dem Russlandfeldzug hat Napoleons Nimbus zu schwinden begonnen. Überall wächst der Widerstand. Die jungen Leute haben genug von den ständigen Rekrutierungen. Die Bauern murren über die Lebensmittelabgaben, die »Fouragen«, und die Geschäftsleute fluchen über die Kontinentalsperre – vorläufig noch leise. Dort, wo Napoleons Truppen durchgezogen sind, fehlt es an allem. Die Attacken nehmen zu: Patrouillen, die plötzlich aus dem Wald auftauchen, Kontrollen, russische Reiter, die neben der Straße biwakieren. Dann davongaloppierende Reiter. Schüsse.

Eine Passkontrolle folgt der anderen. Dazwischen immer wieder – wenn auch in der Ferne – kleine Scharmützel.

Die Fahrt geht trotzdem weiter. Hoffmann notiert ins Tagebuch:

In Hof kein Militär, aber beherzte Leute, die meinem Schulmeister rieten, nur weiter zu fahren. Eine Stunde vor Plauen der erste Reiterposten, ein preußischer Husar, der mich fragte, wo ich hin wollte, und nachdem er mit mir auf Friedrich Wilhelms Wohl geschnapst hat, uns weiter ließ.

Die Reisekutsche nimmt die vielen Steigungen des Vogtlands ohne Mühe. An den Fenstern ziehen bewaldete Hügel vorbei. In

der Ferne Nebel. Es regnet und es ist kalt. Sie erreichen Plauen, fahren über die Elsterbrücke.

»Schau, da steht es: Dresden dreiunddreißig Stunden.« Hoffmann deutet auf die Postmeilensäule, die August der Starke hier wie überall in seinem Reich hat errichten lassen.

Wieder ein Halt. Ein dunkles Gesicht mit Bart taucht am Kutschenfenster auf. Instinktiv legt Mischa ihren Reiseumhang über das Kätzchen auf ihrem Schoß.

»Du brauchst keine Angst zu haben.«, beruhigt Hoffmann seine Frau. »Man sieht uns an, dass wir keine reichen Kaufleute sind.« Er seufzt und sein Blick fällt auf das Kätzchen, das unter der Decke hervorlugt. »Ja, Murri, wir sind arme Künstler, die nichts besitzen, unscheinbar gekleidet sind und all ihre Talente in ihrem Kopf verbergen.« Murris Antwort ist ein gelangweiltes Gähnen.

Dann wieder eine Übernachtung! *Schon Abends um 8 ½ Uhr kamen zwei Pulks Baschkiren und Kalmuken und die ganze Nacht hindurch hörte das Durchgehen von Kosaken nicht auf. – Das Gemurmel, die einzelnen Rufe in der fremden Sprache, hatten was Schauerliches.*

Sachsen ist das Aufmarschgebiet, der sächsische Herrscher die wichtigste Schachfigur auf dem europäischen Brett. Nach der verheerenden Niederlage von Jena und Auerstedt hat er sich Napoleons Macht gebeugt. Nun ist er Mitglied im Rheinbund, der Allianz von Napoleons Gnaden, und darf den ersehnten Titel führen: König Friedrich August I. von Sachsen. Wie sein bayerischer Kollege bindet er das Los seines Landes damit eng an das Schicksal Napoleons. Doch anders als Bayern erweckt Sachsen das Interesse seiner Nachbarn, vor allem Preußens. Hoffmann kann sich das gut vorstellen. Nun brauchen die Preußen nur noch geeignete Bündnispartner. Hoffentlich eröffnen sie nicht ausgerechnet hier gemeinsam mit den Russen den nächsten Feldzug!

Hoffmann beobachtet die Soldaten. Dramatischer hätte er seinen Abgang aus Bamberg nicht inszenieren können! Aus der wein-

seligen lieblichen fränkischen Provinz, die vom Kriegsgeschehen weitgehendst verschont geblieben ist, geradewegs ins Zentrum der militärischen Auseinandersetzungen. Das sächsische Vogtland ist ein ideales Kampfgebiet. Beginnt hier die letzte Phase der Napoleonischen Herrschaft über Europa? Das muss er nach Bamberg schreiben. Sofort. Sicherlich würden seine Briefe auch im Hause Marc zirkulieren. Sie, Julia würde das hören. Wie kaltblütig er ist.

»Gemahl meiniges, wann wir sind endlich in Dresden? Dreimal haben wir schon viel zu viel Geld ausgegeben.«

»Wir müssen nur noch einmal übernachten, Mischa. Morgen erreichen wir Dresden.«

Irgendwie sind sie plötzlich zwischen die Fronten geraten. Munitionswagen, Kanonen, die in Stellung gebracht werden, Kavallerie. Das übliche militärische Schaulaufen. Die Straßen sind schlecht, der Transport der Geschütze, das Hin- und Herfahren der Munitionswagen machen sie nicht besser. Der Bamberger Kutscher flucht, was das Zeug hält.

»Heute fahren wir nicht mehr weiter. Nein, die Pferde schaffen es nicht mehr bis Chemnitz. Wir müssen hier in diesem Nest, in Wiesa, Quartier nehmen.«

Immerhin gibt es einen Gasthof. Der Kutscher bleibt vorsichtig. In bestem Hochdeutsch warnt er seinen Fahrgast: »Wappnen Sie sich für einen Kampf. Die sächsischen Wirte sind geldgierig, misstrauisch und wenig entgegenkommend.« Hoffmann nickt. Er ahnt nichts Gutes. Wirte riechen es förmlich, wenn Reisende kein Geld besitzen. Der hier wirkt besonders unnahbar. Mit gerunzelter Stirn taxiert er die Ankommenden. Hoffmann denkt sofort an Lessings Lustspiel *Minna von Barnhelm*: Grüne Schürze, gewaltiger Bauch, Schnauzbart und eine grimmige Miene. Vielleicht kann man ihn mit einem theatralischen Auftritt verblüffen.

Hoffmann hüpfte aus der Kutsche, verbeugt sich tief und beginnt, indem er seinen Hut heftig hin- und her schwenkt:

»Ankunft von Musikdirektor Ernst Theodor Amadeus Hoffmann mit Ehefrau Marianna Thekla Michaelina Hoffmann gebo-

rene Rorer-Trzcińska am 24. April 1813 in Wiesa, Sachsen, kommend aus dem friedvollen Franken.«

Der Wirt ist sprachlos.

»Wir brauchen ein Nachtquartier.«

Der Wirt erholt sich langsam von seiner Überraschung. Breitbeinig, den Ankommenden musternd, erklärt er knapp: »Alles voll. Ich kann Euch nur ein Strohlager bieten.«

»Oh, das reicht. Das wird sicherlich nicht viel kosten.«

»Es ist sehr wohlfeil. Und Ihr seid nicht allein. Kosaken und Kalmücken werden Euch beschützen.«

»Bewachen meint Ihr wohl. Darauf können meine Frau und ich gut verzichten.«

»Na, Ihr werdet es wohl annehmen müssen. Im ganzen Umkreis findet Ihr kein anderes Quartier mehr.«

Hoffmann, der sich seufzend umblickt, meint ganz ergeben: »Hoffentlich singen Eure Kosaken nicht die ganze Nacht.«

»Nicht so viel wie unsere Freiwilligen, die Freikorps, die wilden Draufgänger.«

Hoffmann wird neugierig: »Ihr meint die jungen Leute, Studenten sind es wohl? Habe ich recht?«

»Wo kommt Ihr denn her, dass Ihr das Freikorps Lützow nicht kennt! Aus der biblischen Wüste oder wie?«

»Aus dem Fränkischen, aus der Bischofsstadt Bamberg.«

»Bischof? Damit hat es ja wohl ein Ende, mit der fürstbischöflichen Herrlichkeit, was man so hört.«

Hoffmann kontert sofort: »Dafür habt Ihr in Sachsen wohl eine neue Herrlichkeit, königlich, nicht wahr?«

»Herrlichkeit? Von wegen! Eine Königsmarionette! Die Dresdener und die Leipziger – denen mag es ja in den Kram passen. Wie man hört, huldigen sie alle dem Franzosen, Kaufleute halt!«

Hoffmann rudert pathetisch mit den Armen und läuft ein paar Schritte, bevor er laut und vernehmlich sagt: »Liberté, Égalité,

Fraternité. Die Franzosen haben uns doch die Idee der Freiheit gebracht.«

»Freiheit? Den Tod haben sie im Gepäck, die Franzosen. Der Krieg hat mir drei Söhne genommen.«

»Haben sie als Soldaten gekämpft?«

»Sie mussten. Die Franzosen haben nicht lange gefragt. Alle wurden für den Feldzug nach Russland eingezogen. Einer meiner Söhne ist dort gefallen. Der andere ist gleich nach der Rückkehr am mitgebrachten Typhus gestorben.«

Eine Weile schweigen beide. Dann fragt Hoffmann leise: »Und was ist mit dem dritten Sohn?«

»Mein intelligentester, meine ganze Hoffnung. Der ist zu den Freikorps-Leuten gegangen. Das war schon im März.« Der Wirt wischt sich rasch über die Augen. »Mit dem Theodor Körner hat er sich angefreundet, mit einem Studenten!«

»Vom Freikorps Lützow?«

Der Wirt nickt. »Wir kämpfen gegen den Korsen«, hat mein Sohn gesagt und ist mit dem Körner gezogen. Aber wir Sachsen warten lieber ab. Mit den Preußen haben wir nur schlechte Erfahrungen gemacht.«

»Da seid Ihr nicht allein.«

»Kleinkrieg, wie ihn die Spanier gegen die Franzosen führen, das wollten sie versuchen. Und meinen August haben sie überredet. Freikorps! Wenn ich das schon höre! Die haben doch alle keine militärische Erfahrung. Wie wollen die sich gegen die Franzosen behaupten! Die Welschen führen seit über zehn Jahren Krieg.«

»Ist er dabei gefallen, Euer Sohn?«

Wieder schweigt der Wirt einen Moment, bevor er antwortet: »In einem Waldstück bei Freiberg hat er mit ein paar Freunden den Franzosen aufgelauert. Die Franzosen fackeln nicht lange. Man hat ihn im Gefecht gefangengenommen und erschossen ... Nur der jüngste ist mir geblieben und der ist ein Hosenschisser.

Das Kriegsgeschrei und der Kanonenlärm, das alles hat ihn vollkommen verstört.«

»Er wird nicht mehr lange dauern, der Krieg.«

»Ich hoffe so, dass Ihr Recht habt. Meine Söhne bringt mir der Sieg der Allianz nicht mehr zurück.«

»Ihr habt Eure Quartiere an Russen vermietet. Die sind gekommen, um die Franzosen zu vertreiben. Und Geld nehmt Ihr oben-
drein noch ein.«

Der Wirt macht eine wegwerfende Geste, dann sagt er bitter:
»Ach, wer's glaubt. Am Ende machen's die Russen genauso wie die
Franzosen. Wenn's ans Bezahlen geht, halten sie einem ihr Bajo-
nett unter die Nase. So ein Gewehr ist immer ein Argument.«

»Das glaube ich nicht. Die Kosaken sind mutige Männer von
Ehre.«

»Euer Wort in Gottes Ohr.«

Hoffmann dauert der Dialog nun schon zu lange. Er wird ungeduldig: »Aber Ihr habt doch auch Zimmer. Wir brauchen nur ein
kleines. Unbedingt mit einem Tisch.«

»Zimmer habe ich keine mehr zu vergeben. Alle besetzt. Russi-
sche Offiziere. Wofür braucht Ihr einen Tisch? Essen könnt Ihr bei
mir in der Gaststube.«

»Ich brauche den Tisch zum Schreiben, für meine Korrespon-
denzen.«

Nun wird der Wirt misstrauisch. »Seid Ihr ein Spion?«

»Im Himmelswillen, nein. Ein verabschiedeter Musikdirektor
auf der Fahrt zu seiner neuen Arbeitsstelle. Nun, dann könnt Ihr
erst recht nicht viel dafür verlangen. Dafür fülle ich Euch das An-
meldeformular ganz selbständig aus.«

»Ja, ja! Alle kommen und wollen Rabatt. Was soll ich dazu sa-
gen? Was glaubt Ihr, wie die Franzosen uns Wirte auspressen, die-
se, diese Bestien!«

»Ihr habt doch sicher in Eurer Wirtsstube noch ein Eckchen,
wo ich ein Glas Wein trinken kann. Die Fahrt hat mich so durch-

geschüttelt. Ich muss erst einmal meine Knochen sortieren. Und zugig war es auch. Ich könnte gut einen warmen Wein vertragen.«

»Wollt Ihr eine Suppe? Die ist viel besser, wenn man friert. Oder einen Eierkuchen, für Eure Frau vielleicht?«

»Nein, nein! Bringt mir lieber ein Glas Wein.« Doch da fällt Hoffmanns Blick auf seine Frau. Eingehüllt in den schweren dunklen Reiseumhang wirkt sie noch kleiner. Müde sieht sie aus und blass. »Für meine Frau einen Eierkuchen.«

Der Wirt nickt, zeigt auf den Tisch in der Ecke und geht den Wein holen. Mischa stellt den Korb auf die Bank und nimmt das Kätzchen auf den Arm. Murri will nicht und zeigt erstaunliche Krallen. Dann springt sie auf den Boden. Die Hoffmanns beobachten, wie Murri vorsichtig den wackeligen Tisch umkreist und mit hochgestelltem Schwanz den Wirt, der jetzt mit einem Glas Wein an den Tisch tritt, registriert. »Der Eierkuchen ist gleich fertig.« Hoffmann seufzt, denkt daran, was das wieder kosten wird!

Doch kaum hat er den ersten Schluck getrunken, widmen sich seine Gedanken erneut dem Stoff, der ihn heute schon die ganze Fahrt über beschäftigt hat. Ausgerechnet jetzt, wo er mit dem prallen Leben konfrontiert ist, wie schon lange nicht mehr, will er ein Märchen schreiben!

Er muss endlich einen Anfang finden.

Er will sich selbst beschreiben. Wie er durch die Welt stolpert, immer die falschen Sätze sagt und nie sicher sein kann, wer er eigentlich ist: ... *alle Gestalten, die sich um mich herum bewegen, sind Ichs, und ich ärgere mich über ihr Tun und Lassen.*

Ja, so würde er seinen Helden anlegen, einen unbeholfenen jungen Mann, Student, kein soldatischer Haudegen. Verliebt natürlich, unglücklich, genau wie er in seiner *dürftigen Existenz*. Sein Alter Ego soll er werden. Niemals wird er die Eleganz erreichen, die Frauen bei Männern so schätzen. Hoffmann denkt an die Husaren, von denen sie ständig kontrolliert werden. Er bewundert den exzellenten Schnitt der farbenprächtigen Uniformröcke, die

hohen Stehkragen, die goldenen Verschnürungen. Und diese Attribute kommen nur wegen der aufrechten Haltung ihrer hochgewachsenen, breitschultrigen Träger zur Geltung. Und er? Klein und hässlich fühlt er sich.

Deshalb lässt er seinen Helden jammern: *Ziehe ich wohl je einen neuen Rock an, ohne gleich das erste Mal einen Talgfleck hineinzubringen oder mir an einem übel eingeschlagenen Nagel ein verwünschtes Loch hineinzureißen? Grüße ich wohl je einen Herrn Hofrat oder eine Dame, ohne den Hut weit von mir zu schleudern oder gar auf dem glatten Boden auszugleiten ...*

Das passt. Hoffmann schreibt. Nun muss er nur noch eine Situation erfinden, die die Ungeschicklichkeit des Helden zum Ausgangspunkt einer Geschichte macht. Er hat alles um sich herum vergessen, bis Murri sich an sein Hosenbein schmiegt und mit einem vernehmlichen »Miau!« zu verstehen gibt, dass er nicht allein ist. Da kommt der Wirt, um ihnen ihr Lager zu zeigen.

Er führt sie zu einem Verschlag, hinter dem Haus, in dem auf einem Holzbrett Stroh aufgeschüttet ist. »Hier stört Euch niemand, da seid Ihr ganz allein. Gute Nacht!«

»Miau!« Murri begutachtet das karge Lager, wirft einen erstaunt wirkenden Blick auf Mischa, die sich nun neben ihr niederlässt.

»Tja, Murri, so ist das, wenn man mit armen Künstlern unterwegs ist – noch dazu im Krieg!«

Hoffmann kniet sich neben dem Kätzchen nieder, streichelt kurz über Murris Fell und breitet dann ihren Reiseumhang über dem Stroh aus, so dass sich Mischa hinlegen kann. Auch er nimmt vorsichtig Platz.

»Eigentlich sind wir, Gemahl meiniges, viel zu alt für Heu, oder?« Mischa gluckst und lacht, während sie sich ihren Schal um den Kopf wickelt. Hoffmann schmiegt sich an sie, legt seinen Kopf auf ihren Busen. »Welch ein Glück, dass du in Bamberg ordentlich rund geworden bist.«

Hoffentlich träumt er nicht wieder wie vergangene Nacht vom Krieg, von den Husaren! Die Traumbilder haben ihn zu Jacques Callots Radierungen vom Dreißigjährigen Krieg geführt. Er kennt sie alle. Der Kupferstecher aus Lothringen ist sein großes Vorbild. Landsknechte, brutale riesige Kerle, groteske Figuren – Hoffmann bewundert die Illustrationen, doch jetzt machen sie ihm richtig Angst. Fantasiestücke in Callots Manier, so will er sein erstes Buch nennen. Im Vorwort will er über diesen Jacques Callot schreiben,